

Kunsthalle

Osnabrück

Wie

begrenzt

ist dieser

Raum?

How limited

is this

space?

Barrierefreiheit

Accessibility

Reader

2021

Details zu barrierefreien und unfreien Angeboten auf unserer Website oder per E-Mail an [barrierefreiheit.kunsthalle@osnabrueck.de](mailto:barrierefreiheit.kunsthalle@osnabrueck.de)

Details about accessible and non-accessible offers can be found on our website or e-mail us at [barrierefreiheit.kunsthalle@osnabrueck.de](mailto:barrierefreiheit.kunsthalle@osnabrueck.de)

# Interview mit <Platz da!>

„Unsere Arbeit würde es in einer perfekteren Welt nicht geben...“

Juliane Schickedanz, Co-Direktorin der Kunsthalle Osnabrück, und Christel Schulte, Kuratorin für Publikumsteilnahme und Lernen, sprechen mit Stefanie Wiens und Katrin Dinges von <Platz da!>, der barrierefreien Kulturvermittlung und Prozessbegleitung für Inklusion, über die Beratung von Museen, über Zeit und radikale Transparenz.

Juliane Schickedanz (JS): Museen und Kunsthallen sind öffentlich geförderte Häuser. Welche Öffentlichkeit wünscht ihr euch von uns?

Katrin Dinges (KD): Ich wünsche mir Veranstaltungen, zu denen der barrierefreie Zugang für unterschiedlichste Menschen selbstverständlich ist. Als Künstlerin ist mir wichtig, dass die Barrierefreiheit nicht plakativ im Vordergrund steht. Wenn ich zu einer Veranstaltung eingeladen werde, möchte ich mich über Kunst und Inhalte unterhalten. Meine Behinderung soll nicht im Mittelpunkt stehen. Ich bevorzuge eine sensibilisierende und subtile Aufklärung. So einen Umgang würde ich mir von der Öffentlichkeit wünschen.

Stefanie Wiens (SW): Meine Antwort orientiert sich an den drei „P“: Personal, Programm, Publikum. Ich wünsche mir, dass sich in Institutionen die Vielfalt der Gesellschaft vor und hinter den Kulissen widerspiegelt. Das heißt, ich wünsche mir, dass es Personal gibt, welches in Museen und Kunsteinrichtungen vielfältig aufgestellt ist, und dadurch verschiedene Perspektiven bei der Ausstellungsgestaltung mitgedacht werden. Ich glaube, dass wir dann weniger um ein barrierefreies Programm, experimentelle Formate und ein vielfältiges Publikum vor den Kulissen der Einrichtungen kämpfen müssten.

JS: Danke für eure Perspektive, die auch widerspiegelt, wie wir zukünftig Programme gestalten wollen. Uns würde an dieser Stelle interessieren, was die ideale Ausstellung für euch wäre. Gibt es überhaupt ein Ideal für alle?

KD: Ich glaube es ist schwierig, von einem Ideal für alle zu sprechen. Ideal wäre für mich ein selbst-

verständlicher Zugang, den möglichst viele Menschen barrierefrei nutzen können und der gleichzeitig noch Raum für Flexibilität und Veränderungen lässt. Ich freue mich, wenn meine Zugangsbedürfnisse erfüllt sind, aber noch mehr freut es mich, wenn auch die Zugangsbedürfnisse anderer Menschen erfüllt werden. Das muss nicht unbedingt jemand mit einer Behinderung sein. Es kann auch heißen, dass es familienfreundlich ist, oder dass es Zugänge für Menschen gibt, die andere Sprachen sprechen.

SW: Es sollte ein Minimum an Zugang und Barrierefreiheit als Standard geben, der sich durchsetzt. Für Websites im öffentlichen Bereich gibt es die Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnung, die BITV 2.0, die vorschreibt, was auf einer Website in welcher Weise barrierefrei gestaltet werden sollte. Ich würde mir wünschen, dass es so etwas wie die BITV 2.0 auch im Ausstellungsbereich gibt. Ich denke dabei an Gebärdensprache, an Leichte Sprache, an taktile Elemente – grundlegende Dinge also, die mitgedacht werden müssen. Ebenso ideal wäre im Grunde auch – im Sinne eines Minimums – eine radikale Transparenz. Wenn also eine Institution offen zugibt, was sie noch nicht an Zugängen geschaffen hat, diese aber mitdenkt und bereit ist, dies zu kommunizieren. Wenn sich eine Institution eingesteht, eine lernende Organisation zu sein, die in Zukunft mehr daran denken möchte.

Christel Schulte (CS): Führt denn der digitale Raum in Zeiten von Corona zu mehr Teilhabe oder stellt er letztendlich eine neue Barriere dar?

KD: Einerseits ist es insgesamt zugänglicher, weil Anfahrten wegfallen. Es ist oft anstrengend den Weg und die Veranstaltung körperlich zu bewältigen. Digital ist es für mich allerdings auch nicht leicht, weil ich bisher kein barrierefreies Chat- oder Streamingtool gefunden habe. Im Moment kann ich Angebote nur mit einer Assistenz nutzen.

SW: Ich habe festgestellt, dass Tools wie Zoom für taube und schwerhörige Menschen zugänglich sind, weil sie visuell funktionieren. Man kann problemlos Schriftdolmetscher:innen zuschalten, die das Gesagte direkt als Untertitel im Chat verschriftlichen, und Dolmetscher:innen können in einem Fenster direkt in Gebärdensprache übersetzen. Menschen mit Sehbeeinträchtigung und blinde Menschen werden jedoch oftmals ausgeschlossen, da ein Erkennen von Buttons, Cursor usw. vorausgesetzt wird. Genauso wenig kann aber der Besitz eines Computers und eines Internetzugangs automatisch vorausgesetzt werden.

CS: Was gibt es noch für Widerstände, die ihr im Rahmen eurer Arbeit immer wieder erfahren müsst?

# Interview with <Platz da!>

“In a more ideal world our work  
wouldn't exist...”

Juliane Schickedanz, co-director of the Kunsthalle Osnabrück, and Christel Schulte, curator for audience participation and education, talk to Stefanie Wiens and Katrin Dinges of <Platz da!> [Make Room!], an initiative promoting accessibility in cultural education and providing support in the development of inclusivity. Together, they talk about advising museums and the need for more time and radical transparency.

Juliane Schickedanz (JS): Museums and art galleries are publicly funded institutions. In what capacity do you think we can represent the public interest?

Katrin Dinges (KD): I would like to see events where accessibility for all different types of people is a given. As an artist, I find it important that accessibility is not a blatantly obvious focus. When I'm invited to an event, I want to talk about art and the content. My disability should not be the centre of attention. I prefer a subtle form of education that raises awareness. This is how I would like the public to see it.

Stefanie Wiens (SW): My answer is based on three “Ps”: personnel, programme and public. I would like institutions to reflect the diversity of society both centre stage and behind the scenes. In other words, I would like to see a diverse range of staff in museums and art institutions, so that different perspectives can be considered when designing exhibitions. I believe that in this way, we wouldn't need to gather in front of institutions demanding accessible programmes, experimental formats and a diverse audience.

JS: Thank you for your perspective, one which also reflects the way in which we want to design our future programmes. In this context, we would be interested to hear what your ideal exhibition would look like. Does an ideal for everyone even exist?

KD: I think it is difficult to speak of an ideal for everyone. For me, the ideal would be accessible access as standard for as many people as possible, one that still leaves room for flexibility and modifications. I am happy when my accessibility needs

are met, but what makes me even happier is when other people's accessibility needs are met as well. These needs don't necessarily have to be those of someone with a disability. It could also mean that the exhibition is family-friendly, or that there are access points for people who speak other languages.

SW: There should be a standard minimum level of access and accessibility. For websites in the public sector, there is the Barrier-Free Information Technology Ordinance, BITV 2.0, which regulates what areas of a website should have accessible design and what this should look like. I would like to see something like BITV 2.0 happening in the world of exhibitions, too. I am thinking of sign language, easy-to-read language, tactile elements—basic things that should be part of the equation. Actually, just as ideal would be—as a minimum standard—radical transparency. For example, the willingness of an institution to openly acknowledge and communicate what it has not yet implemented in terms of access, but what it is thinking about. An institution that acknowledges being an organisation that is still learning, that wants to be more proactive in the future.

Christel Schulte (CS): Does the digital space lead to more participation in times of Corona or does it ultimately represent a new barrier?

KD: On the one hand, there is more accessibility overall because there is no need to travel. It is often exhausting to physically manage the journey as well as the event. That said, digital access doesn't make it any easier for me either, as I haven't found any barrier-free chats or streaming tools yet. At the moment, I can only use online offers with the help of an assistant.

SW: I have found that tools like Zoom are accessible for deaf and hard-of-hearing people because they work visually. For example, you can easily add captioners to the chat who transcribe what is being said in the form of subtitles in the chat as well as interpreters who can simultaneously translate everything into sign language in a separate window. However, people with visual disabilities and blind people are often excluded because these formats assume the user's ability to recognise buttons, cursors, etc. By the same token, we cannot automatically assume ownership of a computer or internet access.

CS: What other types of obstacles do you have to face as part of your work?

SW: Often the people who have to deal with visitors the most, such as supervisory staff, are the least trained to do so and do not know, for example, how to deal with a deaf visitor. Art educators

**SW:** Oft sind diejenigen, die wie z. B. das Aufsichtspersonal mit den Besucher:innen am meisten zu tun haben, am wenigsten geschult und wissen beispielsweise nicht, wie sie mit tauben Besucher:innen umgehen sollen. Die Kunstvermittler:innen sind häufig die Wandeltreiber:innen in den Institutionen, die sich freuen, dass wir beratend ins Haus kommen. Denn sie erfahren selbst die meisten Widerstände in den eigenen Häusern. Ihnen fehlen oft die nötigen Ressourcen oder das Geld für Weiterbildungen und für Veränderungen. Am Ende geht es eben doch um den Entscheidungswillen zur Investition – und dieser muss von der Leitung des Hauses kommen.

**KD:** Oft habe ich erlebt, dass eine Einrichtung dachte, sie hätte schon alles Mögliche zum Thema Barrierefreiheit geleistet, und verblüfft war, als wir deutlich machten, dass für behinderte Menschen weiterhin Barrieren bestehen und zusätzliche Verbesserungen nötig sind. Das zeigt eigentlich schon, dass sich an den Strukturen im Denken, aber auch an der Herangehensweise und Planung sehr wenig verändert hat. Wenn sich die Institution nicht öffnet, dann ist das enttäuschend.

**SW:** Das Nicht-Einsehen, bestimmte Menschen und Perspektiven vergessen zu haben, ist ein Punkt, wo ich an meine Grenzen stoße. Und wenn die Einstellung gegenüber Inklusion als en vogue, nicht aber als Menschenrecht verstanden wird, dann ist das ein riesiger Widerstand.

**CS:** Also können wir das überhaupt ohne euch? Ohne <Platz da!>?

**SW:** Also ich hoffe, dass mein Platz irgendwann obsolet wird. Meinen Platz würde es in einer perfekteren Welt nicht mehr geben.

**KD:** Vor allem durch den persönlichen Kontakt lassen sich Veränderungen erreichen. Man sensibilisiert und reflektiert dadurch die Bedürfnisse der anderen Person. Man muss dabei aber immer einen Schritt zurücktreten, jede Person individuell betrachten und Fragen stellen: „Wie ist es für dich? Was brauchst du jetzt gerade?“ Das ist für mich das Wichtigste. Auch wenn man „groß“ plant, dieser individuelle Aspekt bleibt immer. Man sollte also einen kleinen flexiblen Rahmen offenhalten, um auf individuelle Besonderheiten eingehen zu können.

**JS:** Sowohl das emotionale Erreichen der Beteiligten als auch der Moment des Freiraums sind zwei wichtige Punkte einer grundsätzlichen Museumsarbeit. Immer geht es dabei um Zeit. Besonders bei diesem Projekt habe ich das Gefühl, dass wir eine antikapitalistische Praxis brauchen. Wie beschreibt ihr eure Perspektive

auf das Thema Zeit in eurer Praxis?

**KD:** Ich finde, Zeit ist das Allerwichtigste. Zeit für Kommunikation, Zeit um inhaltlich Dinge zu appellieren, und Zeit um etwas Haptisches herzustellen. Dolmetscher:innen brauchen Zeit, genauso wie Verschriftlichungen. Das alles braucht Zeit, Geduld und auch Geld. Gerade im Kunstbetrieb habe ich die Erfahrungen gemacht, dass alles sehr schnell gehen muss: Man hat vielleicht vier Wochen für eine Ausstellung und dann ist sie auch schon wieder vorbei. Und in diesen vier Wochen soll man sich in die Ausstellung einarbeiten und ein Vermittlungsformat erarbeiten. Das ist auf inklusiver Ebene kaum zu schaffen. Wenn Ausschlüsse mit Zeit- oder Geldmangel argumentiert werden, geht dadurch sehr viel wertvolles Potenzial verloren.

**SW:** Diese Frage trifft den größten Schmerzpunkt. Bei uns braucht alles Zeit. Und weil die Institutionen meist zu wenig Zeit haben, braucht es <Platz da!> überhaupt noch. Weil wir uns eine andere Arbeitswelt und -realität schaffen müssen, die inklusiver ist, um unsere Arbeit überhaupt machen zu können. Von den Institutionen haben wir schon oft gespiegelt bekommen, dass die Zusammenarbeit mit uns manchmal schwer auszuhalten gewesen sei, weil wir so langsam und entschleunigt arbeiten. Den meisten ist nicht einmal bewusst, dass ihre Arbeitsweise Menschen ausschließt. Wir versuchen hier Gegenmittel zu finden. Und tatsächlich wollen die meisten Mitarbeiter:innen der beratenen Einrichtungen das auch – mit oder ohne Behinderung. Weil sie gar nicht so arbeiten wollen; weil sie darunter leiden, immer nur zu produzieren ohne zu reflektieren. Inklusion bedeutet Entschleunigung. Und ohne Entschleunigung wird es keine Veränderung im Kunstbetrieb geben.

Katrin Dinges ist Künstlerin und Lyrikerin. Sie studierte Deutsche Literatur und Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie arbeitet freiberuflich als inklusive Kunst- und Kulturvermittlerin. Sie ist kreativ, blind, stark schwerhörig und hat eine chronische Stoffwechselstörung.

Stefanie Wiens ist Initiatorin und Leiterin von <Platz da!>, der Beratung für Inklusion und barrierefreie Kulturvermittlung. 2017 war sie Kunstvermittlungsstipendiatin des Kunstvereins nGbK in Berlin. Heute berät sie in einem inklusiven Team verschiedene Einrichtungen, u.a. das Futurium und das Haus der Kulturen der Welt in Berlin.



are often the driving force behind change in institutions and are happy when we come and visit their facilities to give advice. This is because they are the ones who experience the most resistance from within their own institutions. They often lack the necessary resources and money to facilitate further training and changes. Ultimately, there must be a willingness to invest—and this must come from the directors of an institution.

**KD:** I have often encountered institutions who thought they had already done all they could in terms of accessibility and who were completely shocked when we suggested additional improvements and pointed out that there were still barriers left for people with disabilities. This actually goes to show that there has been very little change in the way we think, but also in the way we approach and plan these things. It is disappointing when the institution refuses to cooperate.

**SW:** The failure to recognise that they have forgotten certain people and perspectives is where I'm at the end of my tether. And if an inclusion-oriented approach is seen as something fashionable, rather than a basic human right, then that feels like a huge obstacle.

**CS:** So, can we even do this without you? Without <Platz da!>?

**SW:** Well, I hope my work will be obsolete one day. In a more ideal world, my work would no longer exist.

**KD:** Being in direct contact with people is the best way to make a change. You raise awareness and reflect on the needs of the other person. What's important is to always take a step back, see every person as an individual and ask questions: "What's it like for you? What is it you need right now?" That's the most important thing for me. Even if you're planning for "big" scale events, this individual aspect always remains. So you should remain flexible in order to be able to respond to individual needs.

**JS:** Two important, fundamental aspects of museum work are the emotional engagement of participants and maintaining a sense of freedom. Time is always an issue. Especially with this project, I feel like we need an anti-capitalist practice. How would you describe your perspective on time as part of your practice?

**KD:** I think time is the most important thing. Time to communicate, time to address concepts and time to create something that is tangible. Interpreters need time, just as much as captioners do. For all of this you need time, patience, and money. Especially in the art world, my experience has been that everything has to happen very quickly: You have perhaps four weeks for an exhibition before it's already over again. And in these four weeks, you are supposed to get to grips with the exhibition and work out a concept to facilitate access. On an inclusion level, this is almost impossible. When exclusions are justified with a lack of time or money, a lot of valuable potential is lost.

**SW:** This question hits on a sore spot for us. At our institution, everything takes time. And because institutions often lack time, we even need initiatives like <Platz da!>. We need to create different working environments and realities that are more inclusive to even be able to start to do our job. We were often told by the institutions that they sometimes found it extremely strenuous to work with us because our approach to work is so slow and decelerated. Most are not even aware that their way of working causes exclusion for other people. What we are trying to do here is to find a remedy. In fact, most staff members of consulting institutions we work with want the same thing as us—with or without the question of disability being considered. They don't even want to work under such constraints and are suffering from always having to produce without having the time to think things through. Inclusion implies deceleration. And without deceleration, there won't be any change within the art world.

Katrin Dinges is an artist and poet. She studied German Literature and European Ethnology at the Humboldt University in Berlin. She works freelance as an inclusive arts and culture mediator. She is creative, blind, severely hard of hearing and has a chronic metabolic disorder.

Stefanie Wiens is the initiator and director of <Platz da!>, the consultancy for inclusion and barrier-free cultural mediation. In 2017, she was an art mediation fellow at the Kunstverein nGbK in Berlin. Today she advises various institutions in an inclusive team, including the Futurium and the Haus der Kulturen der Welt in Berlin.

# Behinderung, das Monster!

Wenn ich über meine Behinderung nachdenke, als wäre sie mein Besitz oder Verdienst, dann denke ich als Kind und Freund:in der frühen 2000er und des neuen, modemgestützten Internets dieser Zeit automatisch an den Computer. Der Computer versprach mir etwas, das ich bis heute nicht vergessen kann, auch wenn ich mich davon schmerzvoll verabschieden musste: den Tod meiner Behinderung. Das Tippen und Googeln – so erklärte mir in meinem queeren behinderten Körper eine Heerschar übermütiger Ärzt:innen – würde es mir ermöglichen, nicht mehr behindert zu sein. Ich und der PC wären NORMAL; nur Menschen, die das vermeintlich sind, wissen nicht, wie süß sich so etwas anhört.

Doch wie alle Hetero-Liebesbeziehungen mit Anspruch auf ein echtes Happy End musste auch diese Beziehung scheitern.

Heute bin ich weder *abled* noch hetero, aber der Computer ist so präsent wie nie zuvor, und mit ihm präsent ist die Frage nach Barrieren/Heilung. Ich bin verliebt in diese Technologie.

Denn um zusammenzufinden, mussten der Computer und ich eine Sache lernen: Behinderung lässt sich nicht heilen. Sie ist präsent, angsteinflößend. Sie ist ein Monster, das den Sirenengesängen der grausamen Normalität zu entfliehen hilft.

Nicht weil Behinderung etwas ist, das uns mit vermeintlicher Natürlichkeit zusammenbringt und uns echte Menschen sein lässt, sondern weil sie uns entfremdet, weil sie weder auf den Kapitalismus und seine Zwänge reagiert noch auf eine Welt voller körperlicher Begehren, die für jene gemacht wurden, die sie nicht zu erfüllen brauchen.

Der Computer und vor allem das Microsoft-Office-Programm machen Behinderung wie meine sichtbarer: mit roten gezackten Linien. Ich muss gestehen, dass diese wahrscheinlich mehr zu meiner erotischen Beziehung zu Computern beigetragen haben als jede feministische Pornoseite. Der grausame Witz dabei ist, dass diese Sichtbarkeit dazu verwendet werden soll, Behinderung wieder zu eliminieren. Wort für Wort. Barrierearmut wird hier dazu genutzt, das Potenzial von Behinderung auszuklammern – genutzt nicht von den Aktivist:innen, die wütend

und unbeirrbar ihren Zugang in einer Welt fordern, die sie nicht will, allenfalls als billige Arbeitskräfte in den Werkstätten oder Heimen, die sie umbringen, sondern genutzt von Menschen, die denken, die Wut verfliege mit einer Rampe oder einer nett gemeinten Phrase à la „Wenn noch Bedarf besteht, schickt gerne eine E-Mail an [esistmirdochegal@internet.de](mailto:esistmirdochegal@internet.de)“.

Der Computer, mein lieber alter Freund, zeigt hier einmal mehr sein ironisches Zukunftspotenzial. Die Behinderung verschwindet nicht mit ihm. Sie kommt immer wieder, rote Linie um rote Linie. Ohne Sentimentalität lässt er meine Behinderung und die von Millionen anderen sichtbar werden. Er vernetzt uns Crips in einem wütenden, lustigen und absurden Netz.

Der Computer kann für uns eine neue Strategie sein: Denn wem nutzt eine behinderte Maschine, wenn nicht Behinderten?

Technik kann eine Art Waffe sein im Kampf um eine bessere, eine gerechtere Welt. Sie ist nicht etwa eine Maschine, ein Ding, sondern eine Strategie, die die Bruchstellen der jetzigen Ungleichheit und Unterdrückung aufzeigt. Die Wissenschaftlerin Beth Coleman beschreibt in *Race as Technology* die Möglichkeit, das Ungleichheitsmerkmal Race bewusst einzusetzen, um die Funktionsweise eines rassistischen Systems zu unterlaufen (vgl. Coleman 2009). Behinderung ist nicht einfach eine funktionsgleiche Technik, sondern eng verbunden mit den Schrecken des Kolonialismus. Sie ist Teil der tödlichen Begründung der Sklaverei (vgl. Baynton 2017). Behinderung ist etwas, das mensch diagnostiziert bekommt bzw. das einem verweigert wird, je nach ARZT (stellvertretend *weiß* und cisgender männlich, für ein Patriarchat, das mehr auf Titel als auf Betroffene baut). Behinderung sorgte als Unterdrückungsmechanismus für Leid und mich als *weiße* behinderte Person zwingt sie zu Fragen, die ich mir ungern stelle, da sie mein Selbstverständnis immer wieder in Zweifel ziehen – aber Selbstzweifel sind ein geringerer Preis für etwas weniger Rassismus in und wegen mir. Meine Diagnose beruht dabei auf Unterscheidungsfantasien, nach denen *weiße* Person in den frühen 1960ern weniger behindert gewesen sein sollen, weil das Monster angeblich nur einen Teil ihres Gehirns und nicht das ganze betroffen habe (vgl. Sleeter 2010). Das ist eine Überlegung, die bis heute besteht, als ob Behinderung in dieser Welt einen Teil des Selbst auslassen würde. Behinderung ist keine unschuldige Technik, die angewendet werden kann, und dann ist die Welt „geheilt“. Sie produziert ambivalente Machtverhältnisse. Sie lässt Gewissheiten bersten und sie ermöglicht, so schmerzvoll das ist, partiell

# Disability, the Beast!

If I think of my disability as being my property or achievement, I automatically think of computers. This is because I grew up in the early 2000s and was a fan of the new, modem-based internet of that time. The computer made me a promise that I cannot forget to this day, one that I have found very hard to let go off—the death of my disability. Typing and googling—so I was told by a legion of overconfident doctors as I sat there in my queer disabled body—would allow me to no longer be disabled. The PC and I, we would be NORMAL. Only people who are perceived as such, can't imagine just how cute that sounds.

But just like all romantic hetero-relationships that feel entitled to a real happy ending, our relationship was destined to fail.

Today, I am neither abled nor straight, but the computer remains as present as ever, and with its presence remains the question of barriers and healing. I am in love with this technology.

Because in order to find each other, the computer and I had to learn one thing:

disability cannot be healed. It is present, it is scary. It is a beast that helps one escape the siren songs of this gruesome normality. Not because disability is something that brings us closer together, with its supposed naturalness allowing us to be real people, but rather because it alienates us. It doesn't respond to capitalism and its constraints, nor to a world full of bodily desires built for those who do not need such desires fulfilled. The computer, and especially Microsoft Office, make disabilities like mine more visible: using red jagged lines.

I have to admit that they probably contributed more to my erotic relationship with computers than any feminist porn site ever did. What makes this such a cruel joke is that this visibility is used as a means to erase disability anew. Word by word. In this way, accessibility is used to factor out the potential of disability. It doesn't benefit the activists, passionately and unflinchingly demanding access to a world which doesn't want them. And if it does—only as cheap labour in one of the workshops or homes for the disabled that will eventually kill them. It benefits the people who think that rage can be silenced with ramps or polite phrases such as “If there is anything else you need, do

feel free to send an email to [couldntcareless@internet.com](mailto:couldntcareless@internet.com)”.

This is where my dear old friend, the computer, once again shows its ironic future potential.

With the computer, disability doesn't disappear. It keeps returning, red line after red line.

Without any sentimentality, it allows for my disability and that of millions of others to become visible. The computer connects us crips in a furious, funny and absurd world wide web.

It represents us with a new strategy. After all, who benefits from a disabled machine if not disabled people?

Technologies could become some sort of weapon in a struggle for a better, a more just world.

Not as mere machines and objects but as a strategy that exposes the cracks in today's unequal and oppressive system. In *Race as Technology*, scholar Beth Coleman describes the potential to utilise the inequality marker that is race in order to subvert the workings of a racist system (cf. Coleman, 2009). Disability is not simply a functionally equivalent tool, it is intimately linked to the horrors of colonialism, a foundation for the deadly rationale of slavery (cf. Baynton, 2017). Disability is something that a person is diagnosed with or denied, depending on the DOCTOR (a *white* and cisgender male representative of a patriarchy concerned more with titles than with people). Disability, as a mechanism of oppression, has caused me suffering and forces me, as a *white* disabled person, to face questions that I don't like to confront as they always cast a shadow of doubt on my self-image. However, self-doubt is a small price to pay for a little less racism within me and because of me. My diagnosis is based on discriminatory fantasies, whereby *white* people in the early 1960s were thought of as less disabled because the beast supposedly only affected part of their brain and not all of it (cf. Sleeter, 2010). This is a mindset that exists to this day, as if any part of the self can remain unaffected by disability in today's world. Disability is not equivalent to innocent technologies that can be applied and then the world is suddenly “healed”. It produces conflicting power relations. It makes certainties collapse and, as painful as this may be, it allows us to recognise a part of the real injustice that is taking place beyond paternalistic debates about the dismantling of barriers. Disability is not a technical problem for a museum concerned with its website, it's a political one: *White* people invented disabilities that have declassified and continue to declassify black people,

konkretes Unrecht zu erkennen, das sich jenseits einer paternalistischen Barrierearmutsdebatte abspielt. Behinderung ist kein technisches Problem eines Museums, das sich um seine Website sorgt, sondern ein politisches: *weiße* Menschen haben Behinderungen, die Schwarze Menschen deklassierten und deklassieren, erfunden, um sie zu unterdrücken, Nationalsozialist:innen töteten behinderte Menschen zu Tausenden, und es gibt queere Menschen, die behindert sind, Schwarze behinderte Menschen und queere Schwarze behinderte Menschen, die sich mit einer komplexen Umwelt auseinandersetzen müssen, die so feindlich ist, dass Barrierearmut eigentlich das verdammte Minimum dieser Gesellschaft sein sollte (vgl. Kim 2017; Baynton 2017). Statt also barrierearme Dokumente zu fordern, sollte dies schlicht ein Fakt sein. Das ist nicht zu viel verlangt, das ist es nie.

Behinderung als Technik erfordert den Willen eines Monsters, das weder Zeit für Minimalforderungen noch für halbherzige Entschuldigungen hat. Meine Behinderung will die schmerzhaften rotgezackten Linien des Computers, um eine Veränderung zu spüren und um zu verstehen, dass Behinderung nichts Privates ist, dass meine Existenz nicht von Schönheit, Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit abhängt.

Vor wenigen Tag wurden in Potsdam vier behinderte Menschen ermordet, weil sie existierten. Sie lebten in einer Einrichtung, die zwar barrierearm ist, uns Crips aber unserer Menschlichkeit beraubt. Viele von uns trauern und viele *weiße* behinderte Menschen durften eine Form der politischen Trauer ausleben, die wir von anderen

Communities gelernt haben, unter anderem von BIPOC und jüdischen Communities.

Behinderung ist politisch, deshalb müssen die Heime verschwinden. Die Werkstätten müssen geschlossen und Ausgleichszahlungen müssen geleistet werden. Pflege muss so gestaltet werden, dass sie als elementare Infrastruktur für Crips gilt, und nicht als Verhandlungsmasse eines Jens Spahn.

Barrierearmut ist ein zukünftiger Fakt!  
Behinderung ist ein Monster!

Baynton, Douglas C.: *Disability and the Justification of Inequality in American History*, in: Davis, Lennard J. (Hg.), *The Disability Studies Reader*, New York, Routledge, Taylor & Francis, 2017, S. 17–34.

Coleman, Beth: *Race as Technology*, in: *Camera Obscura: Feminism, Culture, and Media Studies*, 24 (1 (70)), 2009, S. 177–207. DOI: 10.1215/02705346-2008-018.

Kim, Jina B.: *Toward a Crip-of-Color Critique: Thinking with Minich's „Enabling Whom?“*, in: *Lateral 6* (1), 2017, DOI: 10.25158/L6.1.14.

Sleeter, Christine: *Why Is There Learning Disabilities? A Critical Analysis of the Birth of the Field in Its Social Context*, in: *Disability Studies Quarterly* 30 (2), 2010, DOI: 10.18061/dsq.v30i2.1261.

Katharina Klappeck ist Wissenschaftler:in und Aktivist:in. Arbeitsschwerpunkte sind die intersektionalen Verschränkungen von Geschlecht und Behinderung innerhalb der Entwicklung Künstlicher Intelligenzen. They entwickelt im Kollektiv die alternative *Pride* in Dresden, sowie DIY-Konzepte zu Barrierearmut. Katharina Klappeck arbeitet außerdem im Bundestag im Bereich Gleichstellung.



the Nazis murdered thousands of disabled people. Today, there are queer disabled people, Black disabled people and queer black people with disabilities who have to navigate a complex environment, one that is so hostile, that accessibility in our society should actually be the god-damn minimum (cf. Kim, 2017; Baynton, 2017). So instead of having to demand accessible documents, accessible documents should be a given. This is not asking too much, it never is.

Disability as a tool requires the volition of a beast that has neither time for minimal demands nor for half-hearted excuses. My disability longs for the painful red jagged lines of the computer in order to feel some kind of change and for me to realise that disability is not something private, that my existence does not depend on beauty, kindness or gratitude.

A few days ago, four people with disabilities were murdered in Potsdam for simply existing.

They lived in housing that was accessible but designed in such a way, it deprives us crips of any sense of humanity. Many of us are experiencing grief and many white disabled people have been allowed to express a form of political grief that we have learned from other communities, such as the BIPoC and Jewish communities.

Disability is political. Homes for disabled must therefore disappear.

Workshops for the disabled must be closed and compensation must be paid. Care must be conceived in such a way that it is regarded as a primary infrastructure for crips, not a bargaining chip for health ministers like Jens Spahn.

Accessibility is a fact of the future! Disability is a beast!

Baynton, Douglas C. *Disability and the Justification of Inequality in American History*, in: Davis, Lennard J. (ed.), *The Disability Studies Reader*. New York, Routledge, Taylor & Francis, 2017, pp. 17–34.

Coleman, Beth. *Race as Technology*, in: *Camera Obscura, Feminism, Culture, and Media Studies*, vol. 24. no. 1 (70), 2009, pp. 177–207, DOI: 10.1215/02705346-2008-018.

Kim, Jina B. *Toward a Crip-of-Color Critique: Thinking with Minich's "Enabling Whom?"*, *Lateral*, vol. 6, no. 1, 2017, DOI: 10.25158/L6.1.14.

Sleeter, Christine. *Why Is There Learning Disabilities? A Critical Analysis of the Birth of the Field in Its Social Context*, in: *Disability Studies Quarterly*, vol. 30, no. 2, 2010, DOI: 10.18061/dsq.v30i2.1261.

Katharina Klappeck is a scientist and activist. The main focus of work is the intersectional entanglements of gender and disability within the development of Artificial Intelligences. They also collectively develop the alternative Pride in Dresden and develop DIY-concepts for accessibility. Katharina Klappeck also works in the Bundestag in the field of gender equality.

# Race – Class – Gender

## Eine Betrachtung aus Schwarzer deutscher Perspektive

**Gender ist eine Kategorie, die in Deutschland bekannt ist. Auch zu Class wurde bereits viel gesagt und geschrieben. Hinter diesen beiden großen Gesellschaftskategorien bleibt Race im deutschen Kontext aber scheinbar zurück.**

**Was in den 1970er-Jahren als „Frauenforschung“ in die deutsche Wissenschaftslandschaft Einzug hielt und in den 1980er-Jahren zur „Geschlechterforschung“ erweitert wurde und nun auch Männer umfasste, hat sich in den 1990er-Jahren als Genderforschung etabliert. Diese Institutionalisierung kann entlang der Entwicklung der feministischen Bewegung in Deutschland gelesen werden, die nicht mehr nur für heterosexuelle cis Frauen Politik machen, sondern eine vermeintliche Geschlechtergerechtigkeit herstellen wollte. Dabei wurde die biologische Idee von Geschlecht überwunden und die Vorstellung einer sozialen Genderkategorie angenommen. Doch Gender wird im deutschen Kontext von den Kategorien Klasse und „Rasse“ isoliert und erhält dadurch eine Vorrangigkeit, die auf die westliche Konstruktion von Gender als Kern von Sexismus verweist (vgl. Oyěwùmí 1997).**

**Wie wir aber aus der Schwarzen feministischen Bewegung wissen, kann es keine feministische Positionierung geben, die für alle FLINTA<sup>1</sup> Gültigkeit hat. Schon die Schwarze US-amerikanische Freiheitskämpferin und Frauenrechtlerin Sojourner Truth markierte ihre spezifische Gesellschaftsposition, indem sie 1851 fragte, ob sie denn keine „Frau“ sei (vgl. Kelly 2019). Damit begann Sojourner Truth bereits Mitte des 19. Jahrhunderts, die vermeintliche Homogenität der Kategorie „Frau“ aufzubrechen, und stieß eine politische Debatte an, die erst 150 Jahre später durch die Schwarze US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw einen Namen bekommen sollte: Intersektionalität oder Mehrfachdiskriminierung. Auf diese Weise wurde ein wissenschaftlicher Rahmen geschaffen, um die spezifische Position von Schwarzen FLINTA innerhalb der Rechtsprechung auszuloten und sichtbar zu machen.**

**Die Unsichtbarkeit von Schwarzen FLINTA und die**

# Race<sup>1</sup> – Class – Gender A Consideration from Black German Perspective

**Gender is a category well known in Germany. Much has also been said and written about class. Continuing to lag behind these two major social categories in the German discourse however is *Race*.**

**What first arrived on the German academic scene in the 1970s under the title of “women’s studies”, and which in the 1980s later developed into “gender studies” and included men, eventually established itself as gender research in the 1990s. This institutionalisation can be viewed as part of an emerging feminist movement in Germany, which no longer sought to develop a political movement for for heterosexual cis women only, but rather to establish a presumed gender justice. In the process, the biological idea of sex was overridden in favour of viewing gender as a social category. However, in the German context, gender still remains a category far removed from class and “Rasse” thus acquiring a primacy that points to the Western construction of gender as the core of sexism (cf. Oyěwùmí, 1997).**

**But as we know from the Black feminist movement, there can be no feminist stance that is valid for all FLINTAs<sup>2</sup>. As early as 1851, the Black US-American freedom fighter and women’s rights activist Sojourner Truth highlighted her specific social status by asking: “Ain’t I a ‘Woman’?” (cf. Kelly 2019). Sojourner Truth had already begun breaking down the supposed categorical homogeneity of “woman” in the mid-19th century, sparking a political debate that would not receive its name until 150 years later when Black US-American lawyer Kimberlé Crenshaw introduced the term intersectionality or multiple discrimination. This term provided a scientific framework to explore and expose the unique position of Black FLINTAs in jurisdiction.**

**The invisibility of Black FLINTAs and the lack of discussion surrounding racism in the German women’s movement had already been criticised by the Black US-American scholar and poet Audre Lorde during her stay in Berlin in the early 1980s. As a visiting professor at the Freie Universität Berlin, she inspired her Black students, including May Ayim and**

fehlende Thematisierung von Rassismus in der deutschen Frauenbewegung hatte bereits die Schwarze US-amerikanische Wissenschaftlerin und Poetin Audre Lorde während ihres Berlin-Aufenthalts Anfang der 1980er-Jahre kritisiert. Als Gastprofessorin an der Freien Universität Berlin bewegte sie ihre Schwarzen Student:innen, darunter May Ayim und Katharina Oguntoye, dazu, sich selbst als Schwarze FLINTA ins Zentrum der Forschung zu rücken und entlang der Rezeptionslinien Schwarzer feministischer Theorie das Buch *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* (Ayim/Oguntoye/Schultz 1986) zu veröffentlichen. Auf diese Weise war es ihnen möglich, neben Gender erstmals Race als kategoriale Ordnung aufzuzeigen. Es entstanden die Selbstbezeichnungen „Afrodeutsche“ und „Schwarze Deutsche“, die sich von der biologischen Idee von „Rasse“ distanzieren und, wie Gender, auch Race als soziale Kategorie definierten.

Doch obwohl Audre Lorde zu den führenden US-amerikanischen Intersektionalitätstheoretiker:innen zählte und einen großen Einfluss auf die deutsche Frauenbewegung hatte, wurde das Konzept der Intersektionalität von der *weißen* Mehrheitsgesellschaft lange Zeit von seinem Schwarzen feministischen Ursprung abgekoppelt – eine Tatsache, die im deutschsprachigen Raum der fehlenden Anerkennung und Institutionalisierung der sozialen Kategorie Race geschuldet ist. Folglich durchlief Intersektionalität auf dem Weg von den USA nach Europa einen Prozess der Entpolitisierung, wonach Gender zwar in Verbindung mit vielen anderen Kategorien wie Klasse und Behinderung, nicht aber mit Race in den Blick genommen wurde. Wichtig zu betonen ist, dass Schwarze Feminist:innen schon mehrfach grundlegende Beiträge zur Intersektionalitätsdebatte und damit einhergehend auch zur Dekonstruktion der Kategorie „Frau“ sowie zur Etablierung der sozialen Kategorie Race in Deutschland geleistet haben (vgl. Joseph 1993, hooks 1994, 1996, Piesche 2012). Dennoch werden die Ergebnisse dieser Diskurse in den laufenden politischen Debatten nicht einbezogen.

Auch der gegenwärtige Vorschlag der Grünen, den Rasse-Begriff im Grundgesetz zu ersetzen, ignoriert das Wissen Schwarzer Feminist:innen und ist daher kontraproduktiv für die Etablierung und Institutionalisierung Schwarzer deutscher Geschichte, da mit dem Ersetzen ein wichtiges Lesesymbol verloren ginge. Denn die Kategorien „Rasse“ und



Katharina Oguntoye, to, as Black FLINTAs, position themselves at the centre of research and to publish the book *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* [Confessing colors. Afro-German women on the trail of their history<sup>3</sup>] (Ayim/Oguntoye/Schultz 1986) following in the tradition of popular academic literature in the field of Black feminist theory. This allowed them to highlight *Race* for the first time as a category alongside gender. As a result, self-identifying terms such as “Afro-Germans” and “Black Germans” emerged which distanced themselves from biological ideas of “Rasse”. Like gender, they defined *Race* as a social category.

Despite the fact that Audre Lorde was one of the leading US theorists of intersectionality and had a major influence on the women’s movement in Germany, the *white* majority society continued to separate the concept of intersectionality from its Black feminist origins for a long time. This owes itself to the fact that there was a lack of recognition and institutionalisation of the social category of *Race* in the German-speaking world. As a result, intersectionality underwent a process of depoliticisation as it made its way from the USA to Europe, whereby gender was looked at in connection with many other categories such as class and disability, but not with *Race*. In this context, it is important to emphasise that male and female Black feminists have continuously made substantial contributions to the intersectionality debate and, consequently, to the categorial deconstruction of “woman” as well as to the establishing of *Race* as a social category in Germany (cf. Joseph 1993, hooks 1994, 1996, Piesche 2012). And yet, the results of these discourses are still not incorporated into political debates today.

Even the current proposal of the German Green Party to replace the term “Rasse” in the constitution disregards the insight of Black feminists and is therefore counter-productive in the effort to establish and institutionalise Black German history, as replacing it would mean an important marker being lost. After all, during German colonialism the categories of “Rasse” and nation became almost entirely conflated, which is why Black Germans continue to be asked where they come from and when they will “go back there”, even though their families have been living in Germany for many generations. Rather, in the attempt to remove the concept of *Race* from the matrix of intersectionality, the very voices and experiences which the concept wants to bring to

Nation wurden bereits im deutschen Kolonialismus aufs Engste miteinander verstrickt, weshalb Schwarze Deutsche immer wieder gefragt werden, woher sie kommen und wann sie denn dorthin zurückgehen, obwohl ihre Familien seit vielen Generationen in Deutschland leben. Vielmehr werden im Versuch, Race aus der Intersektionalitätsmatrix zu entfernen, genau jene Stimmen und Erfahrungen marginalisiert, die das Konzept eigentlich in den Vordergrund rücken möchte: die Stimmen Schwarzer FLINTA. Dies ist dem verkürzten Verständnis von Rassismus geschuldet, der in Deutschland ausschließlich als nationalsozialistische, nicht aber als koloniale Praxis verstanden wird (Barskanmaz 2019).

Ohne ein grundlegendes Verständnis von Race als soziales und juristisches Konstrukt (und eben nicht als biologisches), ist jede Form der intersektionalen Analyse in Verbindung mit Race zum Scheitern verurteilt. So wurden bislang kaum Untersuchungen zur Intersektion von Race und Class im deutschen Kontext durchgeführt. Vielleicht weil von vornherein angenommen wird, dass Schwarze FLINTA nicht zur gesellschaftlichen Oberschicht gehören könnten, es sei denn, sie hätten sich „hochgeschlafen“. Hinzu kommen die altbekannten rassistischen Stereotype wie „die illegale Einwander:in“ oder „die wütende Matriarchin“, welche der andauernden kolonialisierten Vorstellungswelt der *weißen* Mehrheitsgesellschaft entspringen.

Eine Aufarbeitung deutscher Kolonialgeschichte würde erlauben, einen adäquaten Diskurs über Race, Class und Gender als sich gegenseitig bedingende und miteinander verwobene Kategorien zu führen, die noch heute die sozialen Realitäten von Schwarzen FLINTA bestimmen. Zwar gibt es einige Untersuchungen zur Rolle von *weißen* cis Frauen im deutschen Kolonialismus, die als Krankenschwester oder Erzieherin nach Afrika gesandt und dadurch zu Mittäterinnen im kolonialen Unterdrückungsprojekt wurden (vgl. Walgenbach 2005, Dietrich 2007). Es fehlen allerdings wissenschaftliche Analysen der Lebensrealitäten von Schwarzen FLINTA in der Zeitspanne vom deutschen Kolonialismus bis in die gesamtdeutsche Gegenwart. Zu nennen sind an dieser Stelle Katharina Atangana und Maria Mandessi Bell, die aufgrund ihres hohen familiären Status im Zentrum des epochalen Beziehungsgeflechts zwischen Kamerun und Deutschland gestanden haben. Mehr noch: Maria Mandessi Bell gilt als eine Schlüsselfigur in den transnationalen und

the fore are marginalised: the voices of Black FLINTAs. This is due to the oversimplified understanding of racism, which in Germany is exclusively perceived as a Nazi-based practice, but not as a colonial one (Barskanmaz 2019).

Without a fundamental understanding of *Race* as a social and legal construct (rather than a biological one), any form of intersectional analysis in relation to *Race* is destined to fail. For example, so far hardly any research has been conducted on the intersection of *Race* and class in the German context. The reason for this may be the a priori assumption that Black FLINTAs cannot belong to the social upper class, unless they have “slept their way up”. Added to this, we have well-known racist stereotypes such as “the illegal immigrant” or “the angry matriarch”, which stem from the perpetually colonial imagination of the *white* majority society.

A critical examination of German colonial history would allow for an adequate discourse on *Race*, class and gender as interdependent and interwoven categories that still determine the social realities of Black FLINTAs today. Research exists on the role of *white* cis women in German colonialism, who, after being sent to Africa as nurses or educators then became accomplices in the colonial project of oppression (cf. Walgenbach 2005, Dietrich 2007). What is lacking, however, is an academic analysis on the lived realities of Black FLINTAs from German colonialism right up to present day Germany as a whole. In this context, it is important to mention Katharina Atangana and Maria Mandessi Bell, who, as a result of their high family status, were at the centre of the historic network of relations between Cameroon and Germany. More importantly: Maria Mandessi Bell is considered a key figure in the transnational and transcontinental networks, and made possible the articulation of a Black consciousness in Germany and among the African diaspora (cf. Aitken/Rosenhaft 2013).

1 German academic literature on intersectionality features several terms for race as a result of the specific historical and socio-political context in which the field developed. Since they mark significant conceptional differences, the terms will be borrowed and explained: *Rasse* = literal translation of race in its exclusively biological sense. The term is heavily associated with the horrors of German colonialism and the Nazi regime and generally avoided. *Race* = term borrowed from the English language for the aforementioned reasons and to mark the fact that race began to be viewed as a social construct rather than a biological fact. However, its linguistic borrowing and use in the German context have also been

criticised by some scholars because of the significant cultural and historical differences that lead to the reappropriation of race by US-American black scholars and communities (cf. Knapp, 2005). It is for these reason that I have decided to keep the capital letter to mark the difference of their origins [translator's note = TN]

2 The term FLINTA is an established term in German gender studies and equally recognises all people who identify as female, lesbian, intersex, non-binary, transgender and agender.

3 An English translation with the title *Showing Our Colors: Afro-German Women Speak Out* was later published by the University of Massachusetts Press in 1992 [TN].

transkontinentalen Netzwerken, durch die in Deutschland und der afrikanischen Diaspora ein Schwarzes Bewusstsein artikuliert werden konnte (vgl. Aitken/Rosenhaft 2013).

- Aitken, Robbie/Rosenhaft, Eve: *Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884–1960*, Cambridge, University Press, 2013.
- Barskanmaz, Cengiz: *Recht und Rassismus. Das menschenrechtliche Verbot der Diskriminierung aufgrund der Rasse*, Berlin, Springer, 2019.
- Dietrich, Anette: *Weißer Weiblichkeit. Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*, Bielefeld, Transcript, 2007.
- hooks, bell: *Black Looks. Popkultur – Medien – Rassismus*, übers. v. Karin Meißenburg, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1994.
- hooks, bell: *Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht*, übers. v. Helga Pfetsch u. Marion Sattler Charnitzky, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1996.
- Joseph, Gloria (Hg.): *Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afro-amerikanischer Frauen*, übers. v. Barbara Vogt, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1993.
- Kelly, Natasha A. (Hg.): *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*, diverse Übersetzungen, Münster, Unrast Verlag, 2019.
- Oguntoye, Katharina/Ayim, May/Schultz, Dagmar (Hg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1986.
- Oyěwùmí, Oyèrónkẹ́: *The Invention of Women: Making an African Sense of Western Gender Discourses*, Minneapolis, University of Minnesota Press, 1997.
- Piesche, Peggy (Hg.): *„Euer Schweigen schützt Euch nicht“. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland*, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 2012.
- Walgenbach, Katharina: *„Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a. M./New York, Campus, 2005.

1 Die Begriffsgruppe FLINTA erkennt alle Personen gleichberechtigt an, die sich selbst als Frauen, Lesben, inter, nicht-binär, trans oder agender bezeichnen.

Natasha A. Kelly ist promovierte Kommunikationssoziologin, Autorin und Künstlerin. Mit ihrer Dokumentation *Millis Erwachen* feierte sie 2018 ihr Filmdebüt auf der 10. Berlin Biennale. Ihr Regiedebüt beging sie 2019 mit der internationalen Aufführung ihrer Dissertation *Afrokultur*. Im April 2021 erschien ihre Publikation *Rassismus, Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen* im Atrium Verlag.



- Aitken, Robbie and Rosenhaft, Eve. *Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884 – 1960*. Cambridge, University Press, 2013.
- Barskanmaz, Cengiz. *Recht und Rassismus. Das menschenrechtliche Verbot der Diskriminierung aufgrund der Rasse*. Berlin, Springer, 2019.
- Dietrich, Anette. *Weißer Weiblichkeit. Konstruktion von "Rasse" und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld, Transcript, 2007.
- hooks, bell. *Black Looks. Popkultur – Medien – Rassismus*. Translated by Karin Meißenburg. Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1994.
- hooks, bell. *Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht*. Translated by Helga Pfetsch and Marion Sattler Charnitzky, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1996.
- Joseph, Gloria, editor. *Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afro-amerikanischer Frauen*. Translated by Barbara Vogt, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1993.
- Kelly, Natasha A., editor. *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*. Translated by several authors, Münster, Unrast Verlag, 2019.
- Oguntoye, Katharina, Ayim, May and Schultz, Dagmar, editors. *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin, Orlanda Frauenverlag, 1986.
- Oyěwùmí, Oyèrónkẹ́. *The Invention of Women: Making an African Sense of Western Gender Discourses*. Minneapolis, University of Minnesota Press, 1997.
- Piesche, Peggy, editor. *"Euer Schweigen schützt Euch nicht". Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland*, Berlin, Orlanda Frauenverlag, 2012.
- Walgenbach, Katharina. *"Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur". Koloniale Diskurse über Geschlecht, "Rasse" und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a. M. & New York, Campus, 2005.

Natasha A. Kelly

is a PhD in communication sociology, author and artist. She made her film debut at the 10th Berlin Biennale in 2018 with her documentary *Milli's Awakening*, and her directorial debut in 2019 with the international screening of her dissertation *Afrokultur*. In April 2021, her publication *Rassismus, Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen* was published by Atrium Verlag.

# (Un)Teilbare Erfahrungen. Von Eisblumen, Broilern und Sprachlosigkeit

April 2021.

Erinnerungen während  
der Arbeit am Schreibtisch  
vor einem Zoom-Termin

Im gemeinsamen Nachdenken über diesen Beitrag stießen wir auf Begriffe wie Resonanz, Erfahrung, Gemeinsamkeiten, Differenzen und Barrieren. Wörter, die uns vertraut erscheinen und dennoch schwer zu fassen sind, wenn es darum geht, gemeinsame Erfahrungsräume beschreibbar zu machen.

Wie können wir aus den eigenen Erfahrungen lernen, offen für unbekannte Perspektiven zu sein?

Wir schreiben diesen Beitrag zusammen, weil wir viel voneinander gelernt haben. Wir haben voneinander gelernt, dass unsere Erinnerungen nichts miteinander zu tun haben (müssen), unsere Erfahrungsräume und Gefühle

aber dennoch anschlussfähig füreinander sein können.

Zum ersten Mal erfuhren wir dies bei dem Lied *Gol-e Yakh* des iranischen Musikers Kourosh Yaghmaei. Ich verstehe den Text des Liedes nicht und lernte seine Geschichte durch Wikipedia kennen. Dennoch berührte mich dieses Lied in einer ganz bestimmten Melancholie und in einem Fernweh nach einem Land, das

ich nicht kenne, nach einer Sprache, die ich nicht kenne.

Du verstehst, worüber der Künstler singt, dein Vater kennt dieses Lied noch aus seiner Zeit in Teheran. Als wir das Lied zusammen hörten, konntest du es danach mit deinem Vater hören, mit dem du diese Gefühle teilst. Ich teile dieses Gefühl mit dir und es verbindet mich mit dir.

April 2021.

Erinnerungen zwischen  
Online-Plenum  
und Mittagessen

Im Hören dieses Liedes teilten wir miteinander plötzlich einen Teil des so oft Unteilbaren. Es hat in uns beiden etwas bewegt. In dir, obwohl du nicht Farsi sprichst. In mir, weil es den Schmerz und die Sehnsucht meiner selbst, meines Vaters und wohl einer ganzen Generation umfasst. Wir spürten Resonanz und Verständnis jenseits erklärender Worte.

Dabei lassen sich unsere Geschichten unterschiedlich erzählen. Du bist in Ost-, ich in Westdeutschland geboren und aufgewachsen. Ja, beide Väter „Ausländer“, unsere Mütter „deutsch“ – aber mein Baba konnte bleiben, deiner nicht. Mein Name durfte auffallen, deiner sollte es lieber nicht. Dafür tun es deine Locken, bei mir vermutet niemand Migrationsgeschichte. Ich durfte von Beginn an beide Sprachen lernen, Feiertage feiern, Familie besuchen. Dein Weg zu diesem Teil deiner Geschichte ist viel steiniger.

Als wir uns kennenlernten, hatte ich den Eindruck, dass ich den konkreten Schmerz darüber, einen Teil verstecken zu müssen, über die fehlende Resonanz und das fehlende Verständnis für meine Selbstverständlichkeiten besser kenne als du. Dein Schmerz war durch

die noch größere Unsichtbarkeit irgendwie diffuser.

Was verbindet uns also? Ist es dieser „andere“, dieser unversprachlichbare Teil und die Erfahrung, diesen so oft nicht teilen zu können? Ist es die Erfahrung von Rassismus? Ist es die ständige Sehnsucht?

coming home from home.  
seit drei tagen wieder  
zurück aus teheran.

*erst ist da überforderung.  
so viele hier and no one  
understands.*

*in einem moment connected  
und im bruchteil einer sekunde  
erscheint nichts weiter weg  
als die menschen auf den stühlen  
neben mir.*

*isoliert durch die nichtgeteilten  
erfahrungen. i smile. innerlich  
zieht sich eine zelle nach der  
anderen zurück.*

*dann ist da alkohol.ich sollte  
gehen, aber weil mich zuhause  
nur die traurigkeit der einsamkeit  
erwartet, bleibe ich. also trinken.*

*als nächstes folgt die soziale  
überkompensation. i can perform.  
aber doch nicht ganz alles  
unter kontrolle. ich rede und rede,  
lache um irgendwie in kontakt  
zu treten. aber die performte  
annäherung um mich herum  
entfernt mich wort um wort,  
lächeln um lachen von einem teil  
von mir. es bin schon ich. eben  
meine spezifische deutsche version  
hier im bekanntenkreis.*

*irgendwann gehe ich.  
schlafen.*

*next step: die scham. hello  
there, my old friend. ich liege im  
bett und schäme mich. weil ich  
zu viel geredet habe, zu laut  
gelacht, mich nicht unter sozialer  
kontrolle hatte. ich könnte kotzen.  
der soziale kater ist so viel  
stärker als der körperliche.  
habe das gefühl, all denen nicht  
mehr begegnen zu können. zu  
peinlich. jetzt habe ich die  
isolation selbst hergestellt. einfacher*

# (Un)Sharable Experiences. On Frost Flowers, Broilers<sup>1</sup> and Speechless- ness

April '21.

Memories while working  
from my desk  
before a Zoom call

As we collectively reflected on this piece, we grappled with concepts such as resonance, experience, similarity, difference and the idea of barriers.

Words that seem familiar to us, yet are difficult to grasp when it comes to describing shared realms of experience. How can our own experiences teach us to be open to new perspectives? We are writing this piece together because we have learned a lot from each other. We have learned that our memories do not (necessarily) have to be linked, and that our experiences and feelings can still find common ground.

The first time we realised this, we were listening to the song *Gol-e Yakh* by Iranian musician Kourosh Yaghmaei. I didn't understand any of the lyrics and only found out what it was about on Wikipedia. And yet, the song managed to strike a chord with me, causing this sense of melancholy and a desire to travel to a country I don't know with a language I don't speak.

You, on the other hand, understand what the artist is singing about. Your father still remembers this song from his time in Tehran. After we listened to this song

together, you were able to listen to it again with your father, with whom you share those feelings. I, on the other hand, share this feeling with you and it makes me feel connected to you.

April '21.

Memories between online  
plenum and lunch

By listening to this song, we suddenly shared a fraction of that which is so often unsharable. It resonated with both of us. With you, even though you don't speak any Farsi. With me, because it encapsulates my own pain and longing, that of my father and probably that of a whole generation. We felt a resonance and understanding beyond that which words can explain.

Even though our stories can be told in different ways.

You were born and raised in East Germany, I in West Germany. Yes, both of our fathers were "foreigners", our mothers "German"—but my Baba could stay, yours could not. It was ok for my name to stand out, yours, not so much. But your curls do. With me, however, no one suspects a migration background. From day one I was free to learn both languages, celebrate holidays, visit family.

Your path to this dimension of your personal history is a rocky one.

When we first got to know each other, I had the feeling of knowing better than you the tangible pain of having to hide part of the self, and of experiencing a lack of resonance and understanding for that which is, for me, self-evident.

Your pain was somehow more diffuse as a result of it being even more invisible.

So just what does connect us? Is it precisely this "otherness", that inexpressible aspect of our experience and this recurring

feeling of not being able to share it? Is it the experience of racism? Is it the constant longing?

coming home from home.  
returned from  
tehran three days ago.

*at first, it's overwhelming.  
so many people here and no  
one understands.*

*one moment i feel connected  
and in a matter of seconds  
nothing seems more removed  
from my reality than the people  
on the chairs next to me.*

*isolated by unshared experi-  
ences. i smile. inside, one cell  
after another withdraws.*

*then there's alcohol. i should  
go, but at home only the sadness  
of loneliness awaits me, so i  
stay. and i drink.*

*then, social overcompensation  
ensues. i can perform. but not  
quite everything is under control.  
i speak and speak and laugh in  
order to connect. but the perfor-  
mative aspect of my approach-  
ing those around me removes me  
from part of my inner self, word  
by word, smile by smile. it's still  
me though, just a specific ger-  
man version of myself, among  
acquaintances.*

*at some point i  
go to sleep.*

*next step: shame.*

*hello there, my old  
friend. i lie in bed  
and feel ashamed.  
because i talked  
too much, laughed  
too loudly, didn't  
keep myself under social con-  
trol. i feel like vomiting. the social  
hangover is so much stronger  
than the physical one. i feel like i  
can't ever meet any of these  
people ever again. too embar-  
rassing. now i have created the  
isolation for myself. it's easier to  
blame it on my own behaviour  
rather than on this diffuse whole.*

*after comes the rage, why do  
i want to please these almans<sup>2</sup>*



das auf mein eigenes Verhalten zurückzuführen anstatt auf dieses diffuse Ganze.

dann kommt die Wut. Wieso will ich diesen Altmans überhaupt gefallen?! Ihr könnt mich alle mal!

dann Schwups ist da Traurigkeit. Über genau diesen Umstand abgrenzen oder anpassen? Sind das wieder die Optionen? Alle Scheiße finden oder eine Version von mir leben, die so incomplete ist? Mein Glückseligkeit hier bevor ich geflogen bin erscheint mir nun trügerisch. War ich glücklich, weil angepasst? Probably. Und nun?

Wenn ich diese Zeilen lese, erinnere ich mich sehr gut an diese Zeit mit dir. Vor und nach deiner Reise nach Teheran. Der Frühling hatte gerade begonnen, ich kam aus Berlin, du aus Teheran. Es gab noch kein Halle, kein Hanau und keine Pandemie. All das lag noch vor uns.

In Sanaa war schon lange Krieg und ich wünschte mir, ich könnte auch in die Stadt meiner Verwandten reisen, um sie endlich kennenzulernen, um so wie du die konkrete Erfahrung zu erleben. Weil ich nicht dort sein kann, schreibt mein Vater, der in der DDR lebte: „Heute zum Iftar gibt es durchgedrehte Tomaten mit Broiler und Reis“. Obwohl ich nicht zu meiner Familie reisen kann, so wie du, obwohl ich nicht die Sprache meines Vaters spreche, so wie du, verstehe ich die Sehnsucht von der du sprichst, kenne ich die Gerüche einer Stadt, die sie zu einem Sehnsuchtsort werden lassen.

Wenn Erfahrungen nicht versprachlicht werden können, wenn sie nicht erklärbar sind, entstehen Barrieren zwischen Menschen, die bestimmte Erfahrungen nicht miteinander teilen. Oft sind wir deshalb auf der Suche nach Räumen, in denen unsere Erfahrungen, unsere (widersprüchlichen) Gleichzeitigkeiten geteilt werden können, anstatt damit allein zu bleiben. Es gilt, die Spezifik und Signifikanz unserer Realitäten nicht zu relativieren, und gleichzeitig nicht bei den eigenen Erfahrungen stehenzubleiben.

Vielmehr geht es darum, unsere eigenen Geschichten füreinander zu öffnen: Indem wir sie in denen der Anderen verorten, können wir das vermeintlich Einzelne in gesellschaftliche Verhältnisse übersetzen. Um Verknüpfungen jenseits von Differenzen miteinander zu finden, müssen wir die Barrieren anerkennen und sie zu verstehen suchen. Die Widersprüche, die darin deutlich werden, können wir uns zu eigen machen.

Diesen ehrlichen Austausch braucht es, um solidarisch und politisch handlungsfähig zu werden. Konkret kann ein solcher gemeinsamer Moment überall entstehen: im Wohnzimmer, im Supermarkt, bei einer Demonstration – oder eben beim Hören eines Liedes.

گل یخ از کوروش یغمایی

غم میون دو تا چشمون قشنگت  
لونه کرده  
شب تو موهای سیاهت  
خونه کرده

دوتا چشمون سیاهت  
مثل شبهای منه  
سیاهی های دو چشمت  
مثل غم های منه

وقتی بغض از مژه هام پایین میاد  
بارون میشه  
سپیل غم ها آبادیمو  
ویرونه کرده

وقتی با من میمونی تنهاییمو  
باد می بره  
دوتا چشمام بارون شبونه کرده

بهار از دستهای من پر زدو رفت  
گل یخ توی دلم جوونه کرده  
تو اتاقم دارم از تنهایی آتیش میگیرم  
ای شکوفه تو این زمونه کرده

چی بخونم  
جوونیم رفته صدام رفته دیگه  
گل یخ توی دلم جوونه کرده  
چی بخونم  
جوونیم رفته صدام رفته دیگه

Lydia Lierke ist Politikwissenschaftlerin und arbeitet im Bereich Anti-Rassismus und Migrationspolitik. Sie ist Mitherausgeberin des Buches *Erinnern stören – Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive* (2020).

Ariana Savoji ist zwischen Farsi, Deutsch und Englisch aufgewachsen. Sie arbeitet wissenschaftlich und aktivistisch zur politischen Dimension von Sprachmittlung und organisiert Bildungsprozesse rund um Rassismus und Queerfeminismus.



گل یخ توی دلم جوونه کرده

غم میون دو تا چشمون قشنگت

لونه کرده

شب تو موهای سیاهت

خونه کرده

دوتا چشمون سیاهت

مثل شبهای منه

سیاهی های دو چشمت

مثل غم های منه

وقتی بغض از مژه هام پایین میاد

بارون میشه

سیل غم ها آبادیمو و

یرونه کرده

وقتی با من میمونی تنهاییمو

باد می بره

دوتا چشمام بارون شبونه کرده

بهار از دستهای من پر زدو رفت

گل یخ توی دلم جوونه کرده

تو اتاقم دارم از تنهایی آتیش میگیرم

ای شکوفه تو این زمونه کرده

چی بخونم

جوونیم رفته صدام رفته دیگه

گل یخ توی دلم جوونه کرده

چی بخونم

جوونیم رفته صدام رفته دیگه

گل یخ توی دلم جوونه کرده

anyway?! you can all go and get lost!

and suddenly, there is sadness. about this very fact. isolate yourself or adapt? are these again the only options left available to me? to loathe everyone or to live a version of myself that is so incomplete? my happiness here before i left seems so deceitful to me now. was i happy because i adapted? probably. and now?

When I read these lines, I remember this time with you very well. Before and after your trip to Tehran. Spring had just begun, I had arrived from Berlin, you from Tehran. There was no Halle, no Hanau and no pandemic yet. All this was still ahead of us.

War had been raging in Sanaa for a long time now and I wished I could also travel to the city of my relatives to finally meet them, to live that real experience, like you. Since I can't be there, my father, who once lived in the GDR, writes: "Today, for Iftar, we are having *durchgedrehte Tomaten*<sup>3</sup> with *Broiler* and rice". Although I cannot travel to my family, like you can, although I do not speak my father's language, like you do, I understand the longing you speak of and I know well the smells of a city transforming it into a place of longing.

When experiences cannot be expressed with words, when they cannot be explained, barriers arise between people who do not share them.

This is why we are often in search of spaces where our experiences and perceptual discrepancies can be shared instead of us being left alone with them.

We shouldn't play down the specificity and significance of our realities but at the same time we shouldn't limit ourselves to our own experiences.

It's more about making our own stories accessible to one another:

By discovering our own stories in those of others, we can carry over the supposedly "individual" into societal structures. In order to find commonality beyond our differences, we must recognize the barriers that exist and seek to understand them.

The contradictions that arise as a result of this can then be embraced.

This type of genuine exchange is what we need in order to build solidarity and become capable of taking political action. Such shared moments can happen anywhere: in the living room, in the supermarket, at a demonstration, or even—when listening to a song.

1 *Broiler* = roast chicken. Regional dialect commonly used in East Germany. *Brathähnchen* is the Standard German word for roast chicken [translator's note = TN].

2 *Alman* = German person (Turkish loanword). Initially, this term was mainly used by younger people with a migration background to refer to people whose appearance or behaviour strongly resembles the German stereotype. It has since developed into a widely popular slang word used in meme culture and also by ethnic Germans as a sarcastic self-descriptor to distance themselves from said stereotype and signal solidarity with their non-ethnically German peers. [TN].

3 *durchgedrehte Tomaten* = Home-made tomato purée, prepared using a food mill [TN].

Lydia Lierke is a political scientist working in the field of anti-racism and migration policy. She is co-editor of the book *Erinnern stören – Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive* (2020).

Ariana Savoji grew up between Farsi, German and English. She works academically and activistically on the political dimension of language mediation and organises educational processes around racism and queer feminism.

# Impressum/ Colophon

Diese Publikation  
erscheint anlässlich  
des Ausstellungs- und  
Vermittlungsprogramms:/  
This publication is  
published on the occasion  
of the exhibition and  
art mediation programme:

*Barrierefreiheit/  
Accessibility*

Kunsthalle Osnabrück  
26.06.2021-27.02.2022

Kunsthalle Osnabrück  
Hasemauer 1  
49074 Osnabrück

kunsthalle@osnabrueck.de

www.kunsthalle.  
osnabrueck.de

Die Kunsthalle Osnabrück  
ist das Ausstellungshaus  
für zeitgenössische Kunst  
der Stadt Osnabrück./  
Kunsthalle Osnabrück  
is the center for  
contemporary art of the  
City of Osnabrück.

Aufbau/Technical team:

Steven Bartels,  
Chris Con,  
Stefan Hestermeyer,  
Timo Katz, Andreas Zelle

Ausstellungsbüro/  
Exhibition office:  
Anne Haunhorst,  
Monika Kordhanke,  
Natali Märtin

Besucher:innenservice/  
Visitor service:

Ulla Brinkmann,  
Harcharan Gill,  
Sina Lichtenberg,  
Natali Märtin,  
Josef Wegmann

Direktion/Directors:  
Anna Jehle,  
Juliane Schickedanz

Finanzen/Finances:  
Viktoria Puskar

Kuratorin für Kunst  
im öffentlichen Raum/  
Artothek/Curator for Art  
in Public Space/Artothek:  
Anja Lückenkemper

Hausmeister/Janitor:  
Wilfried Wienstroer

Kuratorische Assistenz/  
Curatorial assistance:  
Monika Potaczek

Praktikant:innen:  
Carolina Graeff Martinez,  
Jolantha Mut

Pressearbeit/PR:  
Kristina Helena Pavićević  
Wayra Schübel

Publikumsteilhabe  
und Lernen/Art mediation  
and education:  
Manila Bartnik,  
Christel Schulte

Vermittlungsteam/  
Art mediation team:  
Helene Baldursson,  
Janaina Domingos,  
Susanne Heitmann,  
Sarah Maria Kather,  
Stephanie Klusekemper,  
Julia Sassen, Henriette  
Uhlhorn, Clara Wolf

Herausgeber:in/Editors:  
Anna Jehle,  
Kunsthalle Osnabrück,  
Juliane Schickedanz

Autor:innen/Authors:  
Katrin Dinges/Stefanie  
Wiens, Natasha A. Kelly,  
Katharina Klappheck,  
Lydia Lierke/Ariana  
Savoji

Redaktion/Editing:  
Monika Potaczek

Interview-Transkription/  
Interview transcription:  
Monika Potaczek,  
Christel Schulte

Lektorat/Copy-editing:  
Andreas G. Förster,  
Lydia-Marie Lafforgue,  
Ciara Kennedy

Übersetzungen/  
Translations:  
Lydia-Marie Lafforgue

Gestaltung und Konzept/  
Graphic Design and  
Concept:  
Anja Kaiser,  
Franziska Leiste

Webdesign:  
Liebermann Kiepe  
Reddemann

Druck/Printing:  
Günter Druck, Osnabrück

©2021  
Kunsthalle Osnabrück

Die Publikation steht als PDF-Download auf der Website der Kunsthalle Osnabrück kostenfrei zur Verfügung. Ein barrierefreies PDF zum Auslesen der Beiträge steht dort ebenfalls zum kostenlosen Download bereit. / The publication is also available as a free download on the website of the Kunsthalle Osnabrück. A barrier-free PDF for easy reading of the contributions is also available there for free download.

Die Urheber:innen- und Abbildungsrechte der Abbildungen und Texte liegen bei den jeweils genannten Künstler:innen und Autor:innen. / The copyrights for all illustrations and texts lie with the specifically named artists and authors.

DAS AUSSTELLUNGS- UND VERMITTLUNGS-PROGRAMM WURDE GEFÖRDERT VON/  
THE EXHIBITION AND ART MEDIATION PROGRAMME IS SUPPORTED BY

**sievertstiftung**  
für wissenschaft & kultur

**OSNABRÜCK**  
DIE | FRIEDENSSTADT



**Niedersächsisches Ministerium  
für Wissenschaft und Kultur**



**Stiftung der  
Sparkasse Osnabrück**



**Stiftung  
Niedersachsen**

schweizer kulturstiftung

**prohelvetia**



Freunde der Kunsthalle Osnabrück e.V.

**VGH** Stiftung

MEDIENPARTNER: INNEN/  
MEDIA PARTNERS

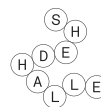
**MISSY  
MAGAZINE**

**taz**

**KubaParis**

KOOPERATIONSPARTNER: INNEN/  
COOPERATION PARTNERS

KUNSTRAUM  
hase29



**DIE  
VIELEN**



**THEATER  
OSNABRÜCK**

**M<sup>4</sup>**

**MUSEUMSQARTIER  
OSNABRÜCK**

Felix-Nussbaum-Haus  
Kulturgeschichtliches Museum  
Villa Schlicker  
Akzisehaus

**Toros  
Restaurant**



**HHO** Heilpädagogische Hilfe  
Osnabrück

UNIVERSITÄT  
OSNABRÜCK

**Theaterwerkstatt Bethel**

**ÄSTHETISCHE PRAXIS**  
DFG-GRADUIERTENKOLLEG 2477

# Katrin Dinges, Stefanie Wiens

02 - 05

Interview mit  
<Platz da!>

Interview with  
<Platz da!>

# Katharina Klappheck

06 - 09

Behinderung, das Monster!  
Disability, the Beast!

# Natasha A. Kelly

10 - 17

Race – Class – Gender  
Eine Betrachtung aus Schwarzer  
deutscher Perspektive  
Race – Class – Gender  
A Consideration from Black  
German Perspective

# Lydia Lierke, Ariana Savoji

18 - 21

(Un)Teilbare Erfahrungen  
Von Eisblumen, Broilern und  
Sprachlosigkeit  
(Un)Sharable Experiences.  
On Frost Flowers, Broilers and  
Speechlessnes

# Impressum/Colophon

22 - 23